

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

39 (24.1.1926) Literatur-Beilage

# Literatur-Beilage

## Adalbert Stifter.

Von  
Felix Braun.

Aus dem Geleitwort zu einer Auswahl von Stifters Erzählungen, die soeben in der Reihe der 4-Mark-Bücher des Insel-Verlages erschienen ist.

Was wohl ist es, das uns in Stifters Welt so schön dünkt? Warum sind wir schon beglückt, wenn wir nur den Anfang einer dieser Erzählungen lesen, sei es, daß eine Waldlandschaft oder das Innere eines Hauses aufnimmt, sei es, daß uns ein edles Menschenangezicht grüßt? Es ist die Atmosphäre der Reinheit, die uns aus jedem Wort hier anhaucht. Zu Stifters Zeit mag sie vielleicht auf die Menschen nicht so erhabend gewirkt haben, denn sie war selbstverständlicher, alltäglicher Besitz. Der bürokratischen Kultur des vorwärtlichen Wien, dessen Gesellschaft noch eine in Klassen und Schichten streng geschiedene war, die Vermischung nur dort zuließ, wo der Geist oder das Verdienst sie gestattete, wohnte, wenn nicht das Wesen, so doch das Prinzip der Reinheit ein, das durch Abstraktion, Abgrenzung, Erziehung des Eintritts in jeden nächsthöheren Lebenskreis nichts ohne ein Gefühl der Achtung geschehen ließ. Fern voneinander gehalten, bedeuteten die Geschlechter mehr für einander als heute. Eine erste Begegnung war schicksalhaft, schicksalgründend, der Gedanke an die Dauer bis zum Tode, ja über den Tod hinaus, verlieh dem Entschluß der Liebenden eine religiöse Feierlichkeit, die dem Tag der Verlobung, dem Tag der Hochzeit eine höchste Bedeutung zumah. Bindung war nicht nur Pflicht, sie ging unweigerlich aus dem Erlebten hervor. Wer Bindung verläumtete, entfremdete sich dem Leben, verlor das Leben, wie es Grillparzer, Raimund, Venau einbüßen mußten. Stifter hand — oder richtiger: bündigte — sich im lebendigen Augenblick; aber zu einer anderen Zeit wäre er in seinem Kampf um Reinheit schwerlich so feige geblieben, wie er es — um das Opfer seines tiefsten Lebens, seines im Grunde leidenschaftlichen, ja, gewaltigen Herzens — wurde.

Die „breitete Ehrfurcht“ der „Wanderjahre“ hat nicht nur die Zügel einer erdichteten „pädagogischen Provinz“ gebildet; zu ihnen muß auch Adalbert Stifter gerechnet werden. Religion, Natur, Liebe sind die Bewegende seiner Poesie. Wo diese Gezeiten nicht von Zweifel angefaßt werden, ist Reinheit. Überall dort, wo Abstraktes angefaßt wird, ist Reinheit; wo das Relative durchdringt, Trübsinn. Da jedoch heute Abstraktes kaum mehr gilt: wie denn vermag Reinheit auf uns zu wirken? Ohne Frage ergreift uns solche Lauterkeit mit einem romantischen Gefühl, und das ist's, was die lebende Abstraktion in ihr Bereich so fähig macht. Als eine für immer verlorene ideale Welt bezaubert uns die des „Nachsommers“, als ein Charakter, der unter uns nie mals wäre, entzückt uns der „Wittis“. Die Sehnsucht, einem Mädchen wie dem mit dem Kranze der Rosen auch einmal zu begegnen, ein solches Antlitz wie das Annelies oder das des Mädchens im „Waldfeld“, wirklich für uns zu erblicken. Treue, Ernst, Würde, Hochsinn an Menschen zu erfahren, wie sie Brinnita, Abbas, der Arzt in der „Mappe“, der Pfarrer im „Kalkstein“ vorstellten: das ist's, was den Genuß dieser Schriften, wie einen nie verfallenden des Mädchens, fort und fort Glück spenden läßt. Denn die Idealwelt, die uns vom Dichter mit bewußt lehrhafter Absicht darzulegen wird, ist gleichwohl die unseres Lebens, unserer Gegenwart. Es ist hier durchaus etwas von dem im allgemeinen und dauerhaft Schönen erreicht, das in den Bildwerken der Griechen und des gotischen Mittelalters, in der deutschen Musik und in der

Dichtung Goethes — alle diese Schöpfungen und Schöpfer sind die Vorbilder Stifters gewesen — unverwundlich durch die Völker und Zeiten fortwährt.

Ein zweites, dessen die Seele des Lesers durch Stifter froh wird, ist die Entrückung ins beseligende Grün. Die Landschaft, sonst der romantische Hintergrund der Handlung, hier übermächtig sie den ganzen Plan. Der Wald umrauscht das lesende Haupt, Blumen, Gräser sprechen aus der Erde, über die der im Geist Schauende wahrhaft zu wandeln wähnt; er spürt den Duft des Laubes, der Nadeln, der Salme, des Harzes, des Taues, der Sonne, wie sie Pflanzen und Gestein wärmend zum Leben bringt, und dieses ganz und gar erfüllte Raumbild bleibt nicht wie ein gemaltes im schönen Augenblick gebannt, sondern wie auf einer Wanderung verweilt es in nächst tieferes und immer so tieferes und Jüngerer — Gründe tauchen aus Gründen, werden durchgegangen, versinken, neuen Bereichen unendlichen Waldgrüns sich öffnend, und so erlebt der mit dem Dichter hindan Schreitende nicht bloß Landschaft, das wäre immer noch ein zu sehr mit Kunst Verbundenes, vielmehr Land, nicht zu einem Rahmen ausgehoben, sondern unbedingte Natur selbst, Wald, in dem man sich nur verlieren kann und darin doch das Kleinste das Herz anhaucht: denn ein Bild in einem Rahmen ist ein nicht minder unendlicher als ein Reizegen über die dämmerblauen Waldtäler. Anhauchung ist viel, ist alles, was der Dichter geben kann: hier aber wird auf wunderbare, kaum ganz fassbare Weise Anhauchung zum Ort selbst verwandelt, tritt ein Verfügen in Anschauung ein, das nicht mehr der Fiktion der Erzählung bedarf, sondern eine zweite Gegenwart ist gewonnen, in der keineswegs anders als in der „wirklichen“ Bäume und Wasser rauschen, Gräser flüstern, Vögel spielen, Blumen leuchten, ja, vielleicht tiefer noch unangenehm hier das Waldesgrün voll Vogelklangs und Bienentons, voll feuchter Hauch und Holzgeruchs das Herz. Unfähig ist diese Dichtung, auch sie, wenn man mag, eine sentimentalische in dem Sinn, den wir früher von der Reinheit gebraucht haben.

Wie zu Stifters Zeit das Leben der Menschen sich kaum von dem unterschied, das er in seinen Erzählungen zeigte: so auch ist sein Wald kein poetifizierter, sondern es ist der Böhmerwald, wie ihn der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Greis, wie ihn der Maler und der Wanderer, wie ihn der Kenner der Pflanzen und der Steine, wie ihn der Dichter erlebt hat. Nur von uns Späteren aus gesehen, scheint solche Unmittelbarkeit romantisch. Weil unsere Herzen träger zur Liebe für die Geschöpfe Gottes geworden sind, darum sind wir ferner der gebulbigen Welt der Pflanzen.

Glauben ist die große Kraft, die Stifters Dichtung erhebt; oft nur schwer erhebt, so daß sein Geist Mühe hat, die tiefe Anstrengung, den harten Dienst, das schmerzliche Opfer nicht merken zu lassen. Glauben an Gott, an Gottes Wort, an Gottes Schöpfung fordert, daß selbst die Schöpfungen des Menschen mit in das widerspruchsvolle Reich der dauernden Gültigkeit bezogen werden. Bis weit in die irdische und in die zeitliche Welt reicht das Abstrakte herein: durch die Sacramente heiligt es unsere Entschlüsse und Taten. Ja, es ist beklügend, an die feste Ordnung der Welt zu glauben. Was auch haben wir mit dem Erkennen, Erwägen und Gestalten von „Problemen“ erzielt? Schwere, mühsame, trübe verarmte Seelen. Aber nun scheint es wahrhaftig, daß über den Umweg eines ganzen Jahrhunderts der Geist wieder zur Vertrautheit dessen gekommen ist, was ebendies den Ahnen als unverwundliches Gut der Seele immer schon feststand. Liebe zu Gott, zum Vaterland, zur Geliebten, zu den Kindern, zu der Pflicht des Lebens — Stifter lehrt sie glauben, und er lehrt sie üben,

als ein unanfechtbar Seiendes und Wirkendes zeigt er sie und so einach, schön und gut, daß auch der Klügste aus seinen Zweifeln die Kraft schwinden fühlt. Wie die Waldtäler in den Himmel ragen, wie die Waldtäler in dem Windhauch wehen, wie der Waldbach durch die Lehrende rauscht: so strebt das Herz zu Gott, so träumt das Herz seine Liebe, so träumt das Herz in alles Leben hin. Ohne Angst vor dem Zukünftigen lebt der fromm sich Bindende fortan. An die Heimat, an das Haus, an Gott gebunden, erhält sich der Mensch. Kinder sind der höchste Lohn, der ihm das Opfer der Bindung vergütet. Wo dieser Lohn ausbleibt, dort, nur dort ist Leid. Dies Leid zwar erscheint reichlich in Stifters Dichtungen — war es doch das einzig unheilbar geliebte seines irdischen Daseins —, aber niemals verläßt seine Melancholie die strenge Grenze, die seine Erziehung in den Willen Gottes zieht. Nichts soll uns entlegen. Große Gefahren der Natur. Gewitter, Schneestürme, Kriege werden abgewendet durch ein schlichtes Herz. Ohne Furcht gehen die Kinder durch den Schneefall des Gebirges. Aus dem Kampf für das Recht lehrt Wittis in sein Waldland heim.

Diese geistige Dreifaltigkeit der Reinheit, der Natur und des Glaubens vermischt allerdings kaum so zu wirken, wie sie wirkt, wenn nicht eben auch das Wesen des Schönen selbst, das in einer weisen Kraft des Maßes seine Wurzel hat, aus der Musik, aus der Malerei und aus der Liturgie seine Muster holt, allen dreien Elementen inne wäre. Wie schön ist die Prosa dieser Schriften, obgleich sie niemals und nirgends das Poetische, sondern stets nur das Wirkliche darstellen will. Dadurch gerade aber ist sie poetisch. Der Wald rauscht aus Stifters Geist, und das, was über dem Walde ist, fassen wir in frommer Ahnung mit. Ein treuer Lehrer wandert uns voraus, weiß bald den, bald jenen Baum, blickt sich nach vorzogenen Wäldern oder Beeren, die er uns lächelnd zurückerst, lobt uns die ewige Quelle, die aus der Höhe niederdringt, führt uns auf Schattenspuren in die Dichtung, zu den Säulern der Menschen, unter dem Sternenshimmel heraus. Auf dem Wege sagt er uns viel, auch von dem, was nicht in dem Walde ist: von der Pflicht, das Rechte zu tun, von der Heiligkeit der Ehe, von der Notwendigkeit, die Menschen zu erziehen, wie die Pflanzen erziehen werden. Es ist die Liebe, deren wir hier genießen: das ist das letzte Geheimnis, aus dem ein Werk auch der Kunst unverkennbar fortrichet. Die Worte des Korintherbriefes gelten ja auch für die Worte des Schönen: „Literatur“ ist, wo Liebe leht; wo aber sie anstrahlt, unsterbliches Leben.

## Zeitschriftenchau.

Die *Erziehung*, Monatschrift für den Zusammenhang von Kultur und Erziehung in Wissenschaft und Leben, herausgegeben von A. Fischer, T. Pitt, H. Nohl u. E. Spranger. Verlag von Duxelle & Meyer in Leipzig.

Das erste Heft, das sich zurzeit angeht, ist die Neuerscheinung einer pädagogischen Zeitschrift, die dem Namen nach dem Bismarck des 19. Jahrhunderts, nämlich dem Kaiser, gewidmet ist. Die Zeitschrift, die etwas ganz besonders Gutes noch verspricht, verleiht aber doch schließlich zu einem Versuch, und man zeigt dann zunächst einige Zurückhaltung, weil die Kostprobe wirklich etwas wertvolles Neues an „aktiver Dichtung“ bot. Dieses neugegründete Zeitschriftenunternehmen geht mit Recht beachtet und begrüßt werden; die Namen der Herausgeber verbürgen von vornherein qualitativ beachtenswerte Aufsätze. Die Gaben des ersten vorliegenden Heftes sind auch durchweg interessant und gut. Wenn Spranger mit einer Arbeit über „Das deutsche Bildungsideal der Gegenwart in geschichtsphilosophischer Beleuchtung“

Nohl mit einer solchen über „Der Sinn der Erziehung“ aufwartet und Pitt „Gedanken zum „kulturfundigen“ Unterrichtsprinzip“ beisteuert, so ist der Besprecher dieser Arbeiten in der Tagespresse gehalten, sich auf das Lob der allgemeinen Empfehlung zu beschränken; denn was geboten wird, wird durchweg derart konfidentiert geboten, daß eine Besprechung, die dem Wert des Gebotenen einigermaßen gerecht werden wollte, umfangreicher als der Gegenstand der Besprechung selbst ausfallen müßte. — Da der erste Aufsatz, „Unsere Zeit und die Mission der Pädagogik“ von Alois Fischer, die programmatische Eröffnung der Zeitschrift beirreitet, also ihr besonderes Ziel umreißt, darf die allgemeine Empfehlung noch kurz mit der Heraushebung der wichtigsten Programmpunkte gewürzt werden. — Nach Fischer gehen die Herausgeber von der Tatsache aus, daß die „philosophische Pädagogik“ zu neuem Leben erwacht sei und glaube, „wie alles Lebendige kräftig kämpfend, das Ende der wissenschaftlichen, der exakten pädagogischen Forschung verkünden zu können“. Schon diese Frage nach der Form, Methode und dem Standort einer echten Theorie der Erziehung lasse die Notwendigkeit erkennen, in einer Zeitschrift alle die Kräfte und Kräfte zu sammeln, die auch bisher trotz der Unterschiede von Ausgang und Standpunkt ein es gemeinsam gehabt: ein bewußtes Streben nach wissenschaftlichem Geist in der Behandlung pädagogischer Fragen. — Es komme wesentlich darauf an, daß eine pädagogische Bewegung großen Stils entstehe, die Beschränktheit des Interesses und der Anteilnahme auf die unmittelbar, beruflich oder amtlich interessierten Kreise der Lehrer- und Erzieherchaft im engeren Sinn überwinden werde. Das Pädagogische als Gesichtspunkt sei universal. „Pädagogik ist die Selbstbetätigung des Lebens unter dem Gesichtspunkt seiner Gestaltungsfähigkeit durch sich selbst, wie die Geschichte seine Selbstverwirklichung ist.“

So will sich diese Zeitschrift nicht nur Schulmännern und Fachleuten, sondern ebenso Kulturpolitikern und geistigen Führerpersönlichkeiten zur Verfügung stellen; denn es erfordere die Umkehrung der Kulturbewegungen ins Pädagogische die verantwortliche Mitarbeit der Träger dieser Kulturbewegungen selbst. „Erziehung ist Kultur und Kultur ist Erziehung“, unter dem Zeichen dieser Maxime will die Zeitschrift „das Absinken der Praxis in eine verantwortungslose Routine verhindern“.

Die Erreichung dieses Zieles sei zum Wohl der Schule und des Volkes von Herzen gewünscht — und den Herausgebern gedankt! Und es wäre gut, wenn der Erfolg einigermaßen wahr würde, damit zur Ehre unserer derzeitig ungeheuer fruchtbaren pädagogischen Schrifttums dereinst gesagt werden könne: unter der maßlosen Fülle der pädagogischen Papierblätter der Nachkriegsjahre gab es einige lebendige Ausnahmen und zu diesen gehörte die Zeitschrift „Erziehung“.

R. A. Bergmann.

## Neueingänge.

Alle bei der Schriftleitung einlaufenden Bücher, Zeitschriften, Bilder, Manuskripte usw. werden regelmäßig in der Reihenfolge des Einganges hier aufgeführt. Besprechung bleibt von Fall zu Fall vorbehalten. Eine Veröffentlichung dazu wird nur dann übernommen, wenn die betreffenden Werke auf unsere Veranlassung eingekauft wurden.

- Karl Hans Strobl: Franz Ferdinands Lebensroman. (Verlag Robert Lus, Stuttgart.)
- Michael Strich: Liselotte von Kurland. (Verlag Ullstein, Berlin.)
- Dr. Hans Prager: Die Weltanschauung Dostojewskis. (Verlag Franz Borngräber, Hildesheim.)
- Dr. Albert Wang: Bedeutungsentwicklung unseres Wortschates. Ein Bild in das Geistesleben der Wörter. (Verlag Moritz Schönbauer, Leipzig.)

## Kultur auf Abwegen.

I.

Es war von jeher das Zeichen einer untergehenden Kultur, daß sie begann, über sich selber nachzudenken. Als Diogenes über dieser Beschäftigung zum Zyniker wurde, marschierte bereits das Heer des jungen Alexander nach Griechenland — die Antike hatte den Höhepunkt ihrer Lebenskurve hinter sich. Nur eine Kultur, die über sich nachdenkt, wird zynisch, und nur eine wackelnde Zeit ist mit sich selber so zerfallen, daß sie das eigene Herz als Zielscheibe ihres bitteren Spottes nimmt. Aufstrebende sind niemals blasiert.

In Europa veränderte die Kraft des Barock in der Scheinblüte des Rokoko. Mit und nach Napoleon begann die Kultur der Zivilisation zu weichen; das Maschinelle, die Organisation, lehrte das Individuum matt; die Macht des einzelnen bestimmte immer weniger das Schicksal der Allgemeinheit. Trotzdem ließ sich der Typ des bedeutenden Menschen nicht einfach austreichen — aber er wurde ins Private zurückgedrängt, die Weltgeschichte durfte ihn bald vergessen.

Von Byron stammt der Ausspruch: Napoleon, Brummel und er selbst seien die drei bedeutendsten Männer des Jahrhunderts. Die Annahme dieses Wortes ist an sich kennzeichnend, und welcher durchschnittlich Gebildete weiß heute, wer Brummel war?

George Bryan Brummel (1778—1840) war der größte Dandy seinerzeit. Weiter nichts. Ein Mensch, der niemals auch nur das mindeste Positive geleistet, niemals einen Finger gerührt hat, um zu arbeiten. Aber er war lange Jahre hindurch der Freund Georgs des Dritten und unumkränkter Befehlshaber der englischen Gesellschaft. Ein Mensch von außergewöhnlichen

Gaben des Geistes und des ästhetischen Empfindens — zugleich aber in einer fast tragischen Weise durchdrungen von dem Bewußtsein, daß er der Letzte sei, in dem sich alle Feinheiten einer untergehenden Kultur gesammelt hatten, und daß die heraufdämmende Zeit eine Nothzeit sei, unwürdig einer auf ihren Eigenkultus gegründeten Persönlichkeit. So mußte er gestimmt sein auf Verachtung, kalten Prolet, Zynismus, auf das brennende Negativ. Es war der letzte sonderbare Abweg der Kultur.

Brummel ist die hervorsteckende Erscheinung dieser Kultur auf Abwegen. Byron war als Dichter zu sehr Schaffender; andernfalls wäre seine Geistesverwandtschaft mit Brummel deutlich geworden. Die übrige Reihe ist kurz: Bainewright gehört zu ihr und Oskar Wilde. In Deutschland waren Fürst Kaunitz, in Frankreich Vandellaire, Gautier, Barbey d'Aurevilly, schwache Abbilder, wenigstens in gewissen Abschnitten ihres Lebens. Das sind die Dandies des 19. Jahrhunderts. Männer, die, zu anderen Zeiten geboren, vielleicht groß geworden wären — so aber, im Kampfe gegen die Individualitätsfeindschaft ihres Jahrhunderts, ewige Verneiner und Verächter blieben. Das Unterfange, die Persönlichkeit mit rein negativen Mitteln zu behaupten, endete bei den twischen Vertretern der Gattung, den englischen, notwendigerweise tragisch: Brummel starb in Glend und Irwin in einem kleinen bretonischen Nest; Bainewright verkam als deportierter Giftmörder in Van Diemensland (Baudelaire schreibt: „Aber ein Dandy kann nie ein alltäglicher Mensch sein. Wenn er ein Verbrechen beginge, so würde er darum nicht bedrängten sein; wenn dieses Verbrechen jedoch einer trivialen Quelle entstamme, wäre die Schande nicht wieder gutzumachen“); Oskar Wilde zerbrach an seinem Leben, das für ihn, auf die trübste Weise freilich, der Versuch war, die Antike und ihre Schönheitsideale wieder aufleben zu lassen.

Man ist lange Jahre an diesen Erscheinungen vorübergegangen, ohne auf das Gemeinere zu achten, das sie verknüpft. Neuerdings aber ist in den von Karl Jasper-Heidelberg bei Julius Springer (Berlin) herausgegebenen „Philosophischen Forschungen“ ein Buch darüber veröffentlicht worden: „Der moderne Dandy, ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts“ von Otto Mann. Die Arbeit, die mit wissenschaftlicher Genauigkeit allen Spuren nachgeht, hat dabei den Vorzug einer eleganten, klugen Form.

II.

Es ist kein Zufall, daß auf dieses Buch Bezug genommen wird in der Vorrede des vor einlaßenden Wochens im Delpin-Verlag, München, herausgekommenen neuen Werkes von Fritz Giese: „G r i l l u r“, Vergleich zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl“. Von Giese stammt bereits eine Reihe hochwertiger Veröffentlichungen über Tanz, Sport, Körperkultur, und er gehört zu den wenigen, die über diese Dinge wirklich etwas zu sagen haben.

Der Titel „G r i l l u r“ macht neugierig und nachdenklich. Nachdenklich insofern, als einem bei diesem Worte wieder einmal voll zum Bewußtsein kommt, welchen Umfang der Einbruch amerikanischer Wesens in das europäische seit Kriegsende erreicht hat. Kaum eine illustrierte Zeitschrift, die nicht allwöchentlich ihren Lesern wenigstens ein Bild irgendeiner belanglosen jungen Amerikanerin vorsetzt; sie lächelt wie eine Japanpflanzkelle und ist meist im Badeanzug, damit man den schlanken, trainierten Körper sieht. Eine gleicht der anderen — Individualität ist nicht erforderlich. In diesem Punkt steht Giese ein. Unter „G r i l l u r“ versteht er zunächst — und das ist eine gewisse Enttäuschung nach dem verheißungsvollen Titel — nur das Mitglied jener Tanztruppen, wie die Til-

ler-Girls und die Hoffmann-Girls: tadellos abgerichtete Wesen, die im Drehen tanzen und dabei zu einer Bolidung in Rhythmus und Gleichförmigkeit gelangt sind, wie man sie in Europa allenfalls beim — Militär, nie aber auf der Tanzbühne gekannt hat. Anknüpfend daran stellt Giese eine Untersuchung an über den Unterschied zwischen amerikanischem und europäischem Lebensgefühl — eine Untersuchung, die den Stoff mit deutscher Gründlichkeit färbend in neun Punkte gliedert, die nacheinander mit großem Ernst („Lebhaftigkeit“ möchte man sagen) abgehandelt werden, wobei weder der feinsinnige Sexualrhythmus, noch Rant und Schelling fehlen. Der Verfasser bemüht sich um den Nachweis, daß es sich bei den Girls letzten Endes um nichts weniger als um Metaphysik und Weltanschauung handelt: Wir leben (an den Tanzgirls nämlich) den Glauben des Menschen an das Gute, sein ehrliches Streben nach Vollkommenheit, wir sehen Wirkungen praktischen Christentums und eine Auswertung der Religiosität zu frühlichen Gedanken.“

Na, na! Das Buch hat 142 Seiten großen Formats. Es steckt eine Unmenge Arbeit und Wissen darin — indessen wird man den Eindruck nicht los, daß hier das Thema mit dem Verfasser durchgegangen sei, und daß sich im Grunde alles, was er dazum will, in einem vierseitigen Feuilleton viel kurzweiliger und einprägsamer hätte sagen lassen.

Aber es liegt in der Zeit, es ist symptomatisch, daß immer gleich diese Bücher geschrieben werden müssen. Wir sind, scheint es, schon seit längerem über den Punkt hinaus, in dem unsere Kultur beginnt, über sich nachzudenken. Sie tut überhaupt nichts anderes mehr. Das ist ein böses Zeichen, wie man aus der Geschichte weiß. Vielleicht markiert schon irgendwo der junge Alexander — aber wir sind so sehr mit unserer eigenen interessanten Persönlichkeit beschäftigt, daß wir ihn erst bemerken werden, wenn seine Tuppen die Straßen sperren.

S. B. G.

